

Weihnacht 1916

Von Heinrich Zillich

Im Frühling waren wir heiser vor Begeisterung Soldaten geworden. Auf unsere Begeisterung stülpte man eine große Feldmütze und mit dem Gewehr in der Hand lernten wir Griffe und Übungen. Immer war etwas Staub um uns und frühmorgens Kühle, Tau und Rufe. Die Begeisterung starb nicht dahin, sie wurde nur nüchtern, setzte sich um in Ehrgeiz und verworrene Vorstellungwn vom Draußen, von dem Fernen, das allem Tun im Jahre 1916 Sinn gab. Aber was wußten wir vom Krieg, wir Achtzehnjährigen. Wir lernten ihn auf den Exerzierplätzen genau so kennen, wie man in einem Schattenriß die Farben einer Landschaft erfassen kann. Es schien von Litzen und Bändern um ihn zu wehen. Eine solche Litze wünschten wir uns an den Kragen. Als Fähnriche an der Spitze eines Zuges zu marschieren, als Leutnant heil und gesund eine Brigade entwaffnen – etwas von solchen Träumen gaukelte durch unsere Wünsche. Doch dann standen wir eines Tages bei der Befehlsausgabe und hörten, wir seien ins Feld kommandiert, ohne vorerst in die Offiziersschule zu kommen. Man wollte mit uns einen neuen Erziehungsplan für Einjährig-Freiwillige ausprobieren. Zum erstenmal erlebten wir so die ungreifbare Gewalt, die mit uns schältete.

Die folgenden Monate führten uns durch staubige Straßen, Dörfer mit hohen südlichen Häusern aus Stein. Staub und Stein war unsere Umgebung, Staub und Stein und Schweiß, bis wir einmal an einem Herbstmorgen auf einer Bergspitze Wolken wogen sahen. Das war der Krieg. Auch Donner schlug in seltsam gedrängter Folge an unser Ohr. Aber noch war eine Bergwiese grün um uns gebreitet. Wir traten ungefährdet den steinigen Weg und konnten laut rufen und lachen. Doch etliche Tage später, als man uns aufriß zu einem langen Marsch, immer bergan, bis der Nebel naß auf uns hing und die Nacht voll Schrei und Getöse sank, waren wir in eine andere Welt hineingeschritten. Widerspruchsloses Muß, unerträumtes Geschehen. Was ist da mehr zu sagen, als daß wir innerlich erstarrten, daß wir den Rücken beugten und erkennen lernten, wie der Winter plötzlich furchtbar wütete, wenn man ihn im freien Hochtal ungeschützt erlebte und wie im Flockenfall tote Menschen langsam ertranken.

Da dachten wir nicht an Fähnrichsglück und Leutnantsruhm. Wir lebten ein kantiges Leben. Mich aber warf es jäh von sich. Krank lag ich auf dem Karren, in Wagen, und die Berge versanken hinter mir. Ich bewegte mich unter den Decken, deren rauher Rand an meinem Halse scheuerte und wußte allmählich wieder: Du bist du, ein Eigen-Ich, ein Selbst. Und als mich die Schwestern aus den Kleidern schälten, schon fern dem ewig

Fernen, das der Krieg selbst im nächsten Erleben für unser Begreifen ist, als sie die Spitalsdecken weich an mein Kinn legten - da war in meinem Wohlbehagen, das auf den Schmerzen schwankte, auch ein Teilchen Mut zu Plänen, ein Fetzen Traum und Wunsch erwacht.

Jeden Morgen öffnete der Wärter die Holzladen vor den Fenstern, das Licht fiel aus dem Dezembertag blendend auf die Bettreihen, aus denen oft des Nachts ein Leichnam gehoben wurde beim Schein der Kerzen. Durch die Flure hämmerten dann hallend die Stiefel der Träger.

Ich sah die Fieberkurve auf der Tafel über dem Bett täglich um einige Zacken steigen oder sinken. Abends, wenn der heiße Tee hereingetragen wurde, priff ein Tiroler ein Lied. Mit taumelnden Lauten fielen wir ein, und wild schwemmte Gesang von Stube zu Stube des Feldspitals, erstarb jäh, weil die Schwestern zischten und die Schwächsten aufstöhnten. Und war es nach dem Essen still, rauchten wir heimlich eine Zigarette. Im Rauch bildeten sich wieder Träume vom Exerzierplatz, aber ich sah mich nicht als kleinen Soldaten, sondern als Fähnrich in Kammgarnhosen mit seidnem Portepée. Ich dachte an die Offiziersschule, in die meine Kameraden aus den Gräben nun bald geschickt werden mußten, jählings aus Stein und Schnee in eine lichtübersprühte Stadt, Linz oder Innsbruck, wo die Mädchen zu dritt auf den Straßen hin und her laufen mit süßen Wintergesichtern.

Dann brachte mir die Feldpost eine Karte; ein Kamerad schrieb, am 1. Januar beginne der Offizierskurs. Ich nahm Bleistift und Block und bat gehorsamst meinen Oberleutnant, der draußen im Winter auf einer Lehne des Bocolapasses lag, mir einen Regimentsbefehl zu erwirken, daß ich auch nach Linz oder Innsbruck geschickt werde, ich sei gesund. Dabei atmete ich wild. Die Fieberkurve war nicht abgesunken. Weihnachten lag unfern und der 1. Januar.

Nun gingen die Tage träger, doch wenn einer verstrich, war es näher am Christtag. Es kamen Briefe aus der Heimat, die lange gefehlt hatten, und ich las, wie zuhause Krieg und Gefahr vorbeigegangen war. Dann trat einmal ein Offizier in den Raum und sagte mit fetter Stimme, wir hätten einen großen Sieg errungen. Er widerte mich an, ich drehte mich der Wand zu. Dort lief die rote Fieberkurve immer neue Zacken.

Plötzlich, zwei Tage vor Weihnachten, sagte der Arzt: "Ein Meldereiter von den Vierer Jägern ist mit einem Befehl für dich eingetroffen."

"Wo ist er?" schrie ich.

Der Arzt, mit dem Hörrohr in der Hand, winkte ab: "Wir sollen dich in die Offiziersschule nach Steyr schicken, wenn du bis zum 28. Dezember gesund bist. Na, daran ist nicht zu denken!"

Ich fiel zurück. Ich staunte, daß man meinetwegen einen Meldereiter geschickt hatte, ausdem Borcelapaf über den Kamm von Serrada bis her. Es war, als hätte man mir bestätigt, daß ich ein Recht auf mich selbst hatte. Ich sah dem Arzt nach und lachte nur. Dann hob ich mich aus dem Bett und versuchte zu gehen. Ich ging durch alle Stuben, sah viele unbekannte Gesichter. In der letzten hörte ich Hammerschläge vom Flur. Ich öffnete die Tür. Da sargten sie einen Toten ein.

Ich ging bis ins Schwesterzimmer und bat um eine Uniform. Die alte Rosa lachte. Schwäche kroch mir über den Rücken durch den Hals in die Augen hinauf. Ganz dumm wurde ich vor Hilflosigkeit. Ich sagte, während mir die Tränen überquollen, ich wolle zu Weihnachten in einer Stadt sein, ich wolle nach Steyr in den Offizierskurs. Was weiß ich, welcher Ton sie rührte; sie führte mich in mein Bett zurück und brachte mir die Uniform. Ich zog das graue Zeug an. Es war völlig zerknittert vom Entladungsdampf. Die Ratten hatten es im Speicher angefressen. Steif waren die Schuhe, die ich anzog. Als das getan war, legte ich mich auf das Bett und wartete. Ich fieberte. Mich quälte ein Bild, unsinnig und unerfüllbar, hier im Feldspital, im ehemaligen Gemeindehaus von Vielge-reuth, zehn Kilometer hinter der Front; ich wollte einen Christbaum erleben wie im Vorjahr zuhause, als ich die lederne Zigarettentasche bekommen hatte.

Gegen Abend kam der Arzt. Ich stand steif an meinem Bett. Ich meldete mich gesund. Er lachte nicht. In seinem Blick zuckte ein Fünkchen des Verstehens und verwehte wieder. "Wenn du mir einen richtigen Parademarsch vorzeigst, kannst du meinetwegen zu Weihnachten in Steyr sein." Und seht, da marschierte ich los, zwischen den sechzehn Betten, und schlug die Füße auf den Boden, taumelnd, und fühlte, es ging nicht gut. Ich zog die Zehen nach dem verfluchten österreichischen "Marsch - eins - zwei!" über den geölten Boden, hob den Fuß und schlug ihn wie eine Keile auf. Doch es krachte nicht. Es dröhnte nicht. Die Kranken sahen zu und lachten. Ich fühlte wieder, wie mich die Schwäche ankroch. Aber ich marschierte und machte Kehrt, Tränen im Auge, ich marschierte aufs Fenster los, durch das der beschneite Mte. Cornet leuchtete.

Der Arzt schickte mich zu Bett und setzte stockend mit gesenktem Gesicht hinzu, morgen müsse der Marsch besser ausfallen, dann wolle er sich die Sache überlegen.

Nachts erhob ich mich und probte. Es war dunkel im Raum. Meine nackten Sohlen klatschten auf den Boden.

Der Arzt war nicht zufrieden, am Morgen nicht, am Abend nicht. Ich schwieg. Still lag ich im Bett. Vielleicht betete ich. Mir war es klar,

daß ich mit starkem Willen ⁿsiegen werde, in der Frühe des Christtags, der spät erwachte.

Und da stand ich wieder an meinem Bett, sogar den Mantel hatte ich angezogen. Die Sonne war eben im Aufgehen. Die Kranken und Verwundeten sprachen miteinander. Der Arzt ging diesmal nicht von Bett zu Bett. Er trat gleich zu mir heran und sagte: "Da ist dein Befehl!" Ich faßte ein Papier. Er sah mich noch immer an und setzte fort: "Es ist Weihnachten." Seine Stimme war so einfach, als käme sie nicht aus einer Kehle, um die ein Kragen mit Sternen lag. Vielleicht hatte er auch etwas Angst um mich, denn er sagte noch: "Du darfst nur mit einem Auto nach Caliano fahren. Erkundige dich beim Kolonnenkommando!"

Ich ging mit ihm zu jedem Bett. Die Soldaten reichten mir die Hand, wie mir schien, wenig herzlich. Dann hob ich den Sack mit meinen Habseligkeiten: Briefe und Wäsche, und trat hinaus auf die Winterstraße, deren starke Luft mich fast umblies. Ich drehte mich zurück und las über dem Eingang des Hauses "Feldspital Vielgereuth". Dann blickte ich hinaus und sah tief unter mir das Etschtal. Dort unten mußte ich noch heute sein, an der Eisenbahnstation Caliano. Ich kaufte mir im Cafe Edelweiß eine Tafel Schokolade, ^{mit} fragte bei den Lastautoführern an, ob einer zu Tal fahre. "Heute ist Rasttag!" antwortete mir ein Feldwebel. Ich schritt wieder am Feldspital vorbei und blickte in die Fenster nicht hinein. Ich ging die Straße bergab. Im Sommer hatte ich sie schon einmal gegangen, etwa fünf Stunden dauerte der Marsch.

Hoch über mir im späten Vormittag kehrten Flieger von der Front zurück. Ein italienischer Eindecker zog bald darauf ruhig denselben Weg. Von den Hängen warfen ihm die Abwehrbatterien ihre Schneebälle nach, die im Blauen zerflatterten. Schnell, wie das Intermezzo eingesetzt hatte, war es vorbei. Ich schritt von Straßenkehre zu Straßenkehre auf dem festgefahrenen Schnee. Ich staunte, daß der Himmel so blau war. Ich fühlte die reine Luft. Ich hörte nichts, keinen Laut als monoton über mir das Schleifen der Drahtseilbahn, die Kisten zur Front trug. An Abstürzen schritt ich entlang und sah einmal die Etsch und dann wieder waren nur vereiste Weingärten um mich, leere Häuser. Stundenlang ging ich und traf keinen Menschen. Der Sack wurde schwer. Da setzte ich mich auf einen Prellbock und aß die Schokolade. Meine Füße fingen dabei zu tanzen an. Ich faßte sie mit der Hand. Es nützte nichts.

Als ich mich erhob, glitt ein schwarzes Tuch vor meinen Augen nieder. Ich stand und wartete. Langsam wich der Schwindel. Doch da ich nun den Weg vor mir wieder sah, hatte der Nachmittag schon die Sonne versenkt. Es wurde kalt und blaumdämmernd auf dem Schnee. Ich ging lang-

sam und fühlte, daß ich bald ermatten mußte. Keine Trauer faßte mich. So still war die Welt, in ihrer Stille unendlich bewegt. Von Schritt zu Schritt schien sie sich zu ändern. Der Himmel wurde lastend, dann sackte er ein bis auf mich. Milchig wurde die Dämmerung. Weit unten führen Lichter auf. Das war Caliano. Es schien mir mitunter, als schritzte jemand hinter mir. Ich hielt an, hatte aber die Kraft nicht mehr mich umzudrehen. In der Stille surrte die Drahtseilbahn unsichtbar über die Lehnen. Vielleicht wäre ich noch lange geschritten, wenn ich nicht plötzlich gemerkt hätte, daß ich in einem Dorfe stand. Wenige Häuser, dicht an der Straße. Ich spähte ins erste hinein. Es war leer. Das zweite auch. Und so alle der Reihe nach. Aus einem schrie eine Katze. Ich erschrak und ging bis zum Dorfausgang. Dort setzte ich mich auf einen Stein und fühlte gleich, nun bleibst du hier sitzen. Nun kommt die Nacht und die Kälte. Ich dachte noch weiter, dachte, daß hier auf der Lehne über Caliano mein Ende sein werde. Aber die Gedanken waren müde und gleichgültig.

Ich weiß nicht, wie lange ich so saß. Die Lichter im Tal sah ich immer vor mir. Erst klar und scharf, dann verschwommener, dick wie in einem Silberblech. Es fielen wohl wieder Tränen aus meiner Schwärze. Vielleicht waren über mir auch die Sterne erwacht. Ich sah es nicht, der Kopf hing mir herab. Ich weinte wohl, aber es war doch Ruhe, was mich erfüllte. Es kamen mir Menschen in den Sinn, die ich lieb hatte. Aber es war Frieden in mir.

Dann brannte plötzlich ein Schreck durch meine Adern. Ich stand auf und suchte nach einem Halt. Ich hörte, hoch oben vom Berg fuhr etwas bellend heran. Ich sah hinauf. Viele Scheinwerfer drehten sich den Hang abwärts, unwahrscheinlich schnell, Kehre um Kehre. Ich lief ihnen entgegen. Der Sack schlug mir ans Knie. Dann stand ich wieder und sah die glühenden Augen sich näher und näher spiralen. Der Lärm der Autos füllte die ganze Nacht. Auf einmal sprangen die Häuser weiß aus dem Dunkel. Ich trat zurück, und der erste Wagen jagte an mir vorüber. Ich schrie. Da fuhr der zweite vorbei. Ich schrie deutsch: "Bleibt stehen!" Der dritte rasselte weiter. Der vierte, der fünfte. Und dann waren sie alle davon, leuchtend den Berg hinab. Kehre um Kehre. Ich sah ihnen nach. Wie unabwendbar still war es um mich geworden!

Und als ich im Haupte das Nahen eines Gedankens spürte, der eigentlich kein Gedanke ist, sondern eine Verwirrung, die Verzweiflung, da hörte ich es oben am Hang wieder bellen. Ein Nachzügler kam, leuchtend und rasch. Ich stellte mich in den Weg, und weil ich mich nicht mehr gerade halten konnte, beugte ich mich nieder. Und dabei schrie ich, sinnlos in ungarischer Sprache: "Bleib stehen".

Ich weiß nicht, was mich ungarisch schreien hieß. Das Lastauto fuhr heran, stoppte den raschen Gang, glitt langsam an mir vorüber, ein Kopf reckte sich aus dem Führertürmchen. Ungarisch antwortete es: "Schnell!"

Ich versuchte zu laufen und stürzte. Der Soldat hielt das Auto vollends an, stützte mich und half mir auf die Last hinauf. Er hatte Kuhhäute geladen. Die lagen blutigvereist und stinkend und ich auf ihnen. "Ich bin krank", sagte ich.

Der ~~Soldat~~^{Ungar} führte mich bis vor das Soldatenheim in Caliano. Ich trat durch die Türe, setzte mich an einen Tisch. Der große Raum roch nach frischem Brot und frischem Holz. Ich legte den Kopf auf die Arme und schlief. Nach einer Weile erwachte ich und hörte eine Stimme fragen: "Was ist mit dir?" Ich war von der Bank gefallen. In meine Augen fuhr strahlend das Licht eines Christbaumes, dessen letzte Kerzen ein Gefreiter ansteckte. Ich nahm das Brot, das man mir reichte, und trank den schwarzen Kaffee. Sein Duft stieg aus der reinen Schale. In der Kaserne hatte abends der gleiche Geruch beruhigend über der Tagesmüdigkeit geschwebt.

Als der Gefreite wieder an meinem Stuhl vorüberstrich, legte er ein Liebesgabenpaket auf den Tisch. Es enthielt neben allerlei Zeug einen Taschenkalender. Ich öffnete den Deckel und las "1. Januar". Süßer Schreck durchströmte mich, daß Not und Prüfung des Jahres zu Ende ging. Zugleich auch fühlte ich, daß jede Last einmal abfällt. Dies war nach der knabenhaften Wirrsal der letzten Monate das erste Erwachen männlicher Gelassenheit. Ich schrieb, plötzlich wieder in kindischem Jubel, auf das Kalenderblatt "Hoch Steyr!", aber da erfaßte mich aufs neue das Besinnen; ich betrachtete die rote Schrift "1. Januar", fühlte wie dunkel hinter diesem Worte das ganze Jahr mit Blut und Mühsal wartete, dunkel und groß, gefährlich und bewundernswert wie alles Leben. Ich strich das Wort "Steyr" aus und ließ nur das eine stehen: "Hoch!".